

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht ...“

Hans von Lüpke

Frankfurt am Main, Deutschland

Schlüsselwörter: Identität, Interaktion, Entwicklungsprozeß, Hirnforschung, Säuglingsforschung

Abstract: *„Das Leben ist der Güter höchstes nicht ...“*. The concept presented here is based on a concept of identity that does not regard it either as a predetermined structure or as a development process with forerunners, practice stages and a defined maturity. Instead, it is about the assessment of a feeling corresponding to a process right from the very beginning of life in the sense of a “theme and variations”. The role of early stages of development and their interrelations with the environment are described in this context. Parallels are shown to results from brain research, infant research and cultural processes such as that of post-modernism. Consequences for therapeutic practice are discussed.

Zusammenfassung: Das hier vorgestellte Konzept geht von einem Identitätsbegriff aus, der Identität weder als eine vorgegebene Struktur noch als einen Entwicklungsprozeß mit Vorläufern, Übungsphasen und einer definierten Reife versteht. Stattdessen geht es hier um die Bewertung eines Gefühls, das von Beginn des Lebens an einem Prozeß im Sinne von „Thema mit Variationen“ entspricht. Die Rolle früher Entwicklungsphasen in ihrer Vernetzung mit der Umwelt werden in diesem Kontext beschrieben. Dabei ergeben sich Parallelen zu Ergebnissen der Hirnforschung, der Säuglingsforschung und kulturellen Prozessen wie dem der Postmoderne. Konsequenzen für die therapeutische Praxis werden diskutiert.

*

„... der Übel größtes aber ist die Schuld“

Dieses Schiller-Zitat aus der „Braut von Messina“ war lange Zeit, durch den „Büchmann“ und Zitatentartete tradiert, ein Bestandteil gutbürgerlichen Bildungsrepertoires. Mit besonderer Klarheit schien es moralischen Standards Nachdruck zu verleihen, besonders dort, wo es für die jeweilige Staatsführung vorteilhaft war, Menschen bis zur letzten Konsequenz den eigenen Zielen fügsam zu machen. Der Tod fürs Vaterland wurde zur höchsten Ehre und dessen Verweigerung zur Schuld.

Inzwischen wird deutlich, daß Schiller hier ein Thema berührt hat, daß weit über die moralische Legitimation obrigkeitsstaatlicher Interessen hinausreicht. Ein erweiterter Begriff von Schuld stellt die Frage nach grundlegenden Orientierungskriterien menschlichen Lebens. Jugendliche hungern bis zum Tod, weil sie sich – schon zum Skelett abgemagert – immer noch zu dick fühlen. Junge Säuglinge wenden sich von der Mutterbrust ab und würden ohne Hilfe verhungern. Organisch gesunde Kinder sterben aus unbekanntem Gründen schon vor der Geburt. Für den Menschen gilt offensichtlich nicht das Primat des Überlebens, auch wenn alle biologischen Funktionen dazu angelegt sind. Es scheint etwas wichtigeres zu geben als das bloße Weiterleben; etwas, das im Konfliktfall selbst die Angst vor dem Tod überwinden läßt. In erster Annäherung könnte man von „Bedeutung“ sprechen. Auch die Hirnforschung kommt ohne dieses Konzept nicht mehr aus. „Nur wenn ein Sachverhalt für den Organismus in einem bestimmten Augenblick Bedeutung besitzt, hat er überhaupt die Chance, auf die Ebene des Bewußtseins gehoben zu werden. Bevor etwas bewußt werden kann, ist es bereits durch einen Bewertungsprozeß hindurchgegangen“ (Pöppel 1992). Roth (1999) geht davon aus, daß Wahrnehmung die Umwelt nicht abbildet, sondern einen kreativen Prozeß darstellt, der die über Sinnesorgane vermittelten Signale auf der Grundlage von Vorerfahrungen bewertet und dabei filtert, einfärbt, vergleicht und modifiziert. „Wahrnehmungen sind immer nur Hypothesen über die Umwelt“ (Roth 1999, S. 86). Man könnte sagen: sie sind Arbeitshypothesen, deren Realitätsgehalt sich nicht an etwas objektiv Vorgegebenem bemißt, sondern an den Möglichkeiten des Austauschs, der Kommunikation. Die für den Bewertungsprozeß wichtigsten Vorerfahrungen scheinen Beziehungserfahrungen zu sein. Hier berühren sich die Ergebnisse der Hirnforschung mit denen der Säuglingsforschung. Stern (1992) spricht vom zentralen Stellenwert innerlich repräsentierter Beziehungserfahrungen, die sich in ständigen Varianten wiederholen und dadurch generalisiert werden.

Bedeutung im hier skizzierten Sinn ist damit nichts strukturell Definiertes, sondern von Anfang an subjektiv. Auch Begriffe wie Synchronizität, Resonanz oder Stimmigkeit können das Phänomen nur annäherungsweise beschreiben. Die Frage des Komplexitätsgrades scheint keine Rolle zu spielen. Dies zeigen musikalische Beispiele von Kompositionen, die trotz vergleichsweise einfacher Struktur bei vielen Menschen das Gefühl von etwas Bedeutsamen auslösen. Die Frage der Bedeutung wird zur Frage nach dem spezifisch Eigenen und damit nach den Voraussetzungen für Identität.

Identität: Ab wann?

Das Gefühl von Identität – gleichermaßen Ausgangspunkt und Resultat aller Erfahrungen, die mit Bedeutung einher gehen – scheint untrennbar mit menschlichem Leben verbunden zu sein. Es manifestiert sich als lebenslanger Prozeß, als „Thema mit Variationen“ und nicht als das Resultat einer Entwicklung aus „Vorstadien“ auf eine „Reife“ hin. In dem hier skizzierten Sinn wäre es kaum begründbar, weshalb dieses Gefühl erst irgendwann im Verlauf der Entwicklung beginnen und ein vorangehender identitätsloser Zustand eines rein physiologischen Funktionierens angenommen werden sollte, in den (wann?) das Iden-

titätsgefühl als Teilaspekt psychischer Funktionen „hineingegossen“ wird (von wem?). Nach wie vor ist aber die Vorstellung von einer frühen, ausschließlich durch biologische Prozesse bestimmten Entwicklungsphase aktuell. Sie klingt an, wenn Dornes davon spricht, daß Phantasien der Eltern in ihrer Wirkung auf den jungen Säugling „die biologischen Programme außer Kraft setzen“ (Dornes 1999, S. 77), oder wenn seiner Ansicht nach das „Zusammenpassen“ des Säuglings mit der Umwelt ausschließlich „auf mitgebrachten biologischen Programmen beruht, die sofort nach der Geburt in Aktion treten“. (Dornes 1999, S. 76). Bohleber (1998) reduziert Identität auf eine bewußte innere Repräsentanz und stellt sie dem Unbewußten entgegen: „Das Unbewußte als das nicht Identische ist für die Identität immer auch das Andere, auf das sie bezogen ist“ (S. 111). Voraussetzung für die Repräsentanzbildung ist für Bohleber dabei das „Bewußtsein des Kindes, ein getrenntes Selbst zu sein“. Dieses „taucht zu Beginn der zweiten Hälfte des zweiten Lebensjahres auf“ (S. 99). Obwohl Bohleber betont, daß Identität nicht in einer bestimmten Entwicklungsstufe erworben wird, sondern „ein Prozeßgeschehen“ darstellt, läßt sein Konzept für frühere Phasen der Identitätsentwicklung ebenso wenig Raum wie das von Erikson (1984).

Im folgenden soll dargestellt werden, daß es sich bei dem hier skizzierten Identitätskonzept nicht um ein rein theoretisches Konstrukt handelt, sondern um eine Arbeitshypothese im Sinne von Roth, die über Erfahrungen vermittelbar erscheint.

Beobachtungen

Gehen wir zu frühesten, über Ultraschall der Beobachtung zugänglichen Bildern der pränatalen Entwicklung zurück, so bietet sich schon ab der 8. Woche ein großes Verhaltensrepertoire. Die Beobachtungsmöglichkeiten – besonders im Hinblick auf Interaktionen – sind jedoch mit jenen der Säuglingsforscher nicht vergleichbar. Doch die scheinbare Objektivität des „Baby-Watching“ täuscht: auch für die Säuglingsforschung gilt, was Roth über Wahrnehmungen schreibt. Jede noch so detaillierte, über Videoaufnahmen dokumentierte und zeitlich definierte Beschreibung des beobachtbaren Verhaltens bei Mutter und Kind bedarf, was ihre Bedeutung betrifft, immer noch der interpretativen Zuordnung. Diese methodischen Schwierigkeiten erweisen sich als die (inzwischen sattem diskutierten) Grenzen einer objektivierenden Wissenschaftlichkeit. Andererseits sind auch pränatale Interaktionen unmittelbar der Beobachtung zugänglich: so die unterschiedlichen Varianten des Zusammenspiels von Zwillingen, die sich nach der Geburt in ähnlichen Mustern fortsetzen (Piontelli 1996). Wechselseitigkeit im Verhalten zwischen Mutter und Kind sind ebenfalls, wenn auch weniger direkt beobachtbar, in der pränatalen Entwicklungsphase bekannt. So konnten Serman und Hoppenbrouwers (1971) zeigen, daß Phasen des REM-Schlafs bei der Mutter (also Traumphasen) mit verstärkter Bewegungsaktivität des Kindes abwechseln: Während der Traumphasen der Mutter nimmt die Aktivität des Kindes ab, um danach wieder anzusteigen (s. Abb. 1). Unklar bleibt, auf welchen Wegen die Signale vermittelt werden. Auch wenn dazu Informationen vorliegen – etwa über den wechselseitigen hormonellen Austausch zwischen Mutter und Kind, die Wahrnehmung akustischer Strukturen durch das Kind sowie dessen Bewegungen durch

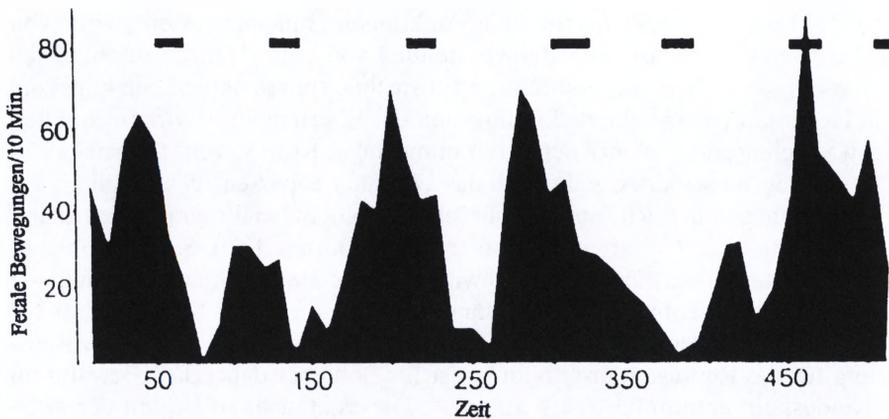


Abb. 1. Beziehung zwischen der motorischen Aktivität des Feten (Spitzen in der Graphik) und REM-Perioden der Mutter (obere gestrichelte Linie) in der 35. Gestationswoche. Deutliche Zunahme der fetalen Aktivität unmittelbar vor der REM-Aktivität der Mutter und Verminderung unmittelbar danach (nach Sterman u. Hoppenbrouwers 1971).

die Mutter (von Lüpke 1997a) –, so muß doch angenommen werden, daß es eine Vielzahl von noch unbekanntem Kommunikationswegen gibt. Darin dürfte sich die pränatale Kommunikation von der in späteren Phasen nicht grundsätzlich unterscheiden: auch nach der Sprachentwicklung bedarf jede Kommunikation vermutlich immer noch des „sechsten Sinns“. Im Gegensatz zu späteren Entwicklungsphasen ist die pränatale Kommunikation durch die Kontinuität des nie unterbrochenen Zusammenseins charakterisiert. Das fötale im Ultraschall beobachtbare Verhaltenrepertoire ist in diesem Kontext zu sehen, das nach der Geburt sichtbare unter dem Einfluß dieser Erfahrungen. Für die Überlegungen zum Identitätsbegriff ergibt sich daraus, daß Identität nicht nur am Anfang des Lebens, sondern lebenslang in der Wechselseitigkeit mit anderen und niemals als monadische „Identität pur“ verstanden werden kann.

Was ist weiterhin schon pränatal der Beobachtung zugänglich und welche Schlüsse können daraus gezogen werden? Zunächst geht es um den Wechsel von Bewegung und Ruhe. Hier kann angenommen werden, daß Bewegungen, denen ja noch keine gezielte Funktion zukommt, immer neue Varianten von Möglichkeiten darstellen, die dann in Ruhepausen mental überprüft und bewertet werden (Gidoni und von Lüpke 2000). Die Vorstellung, daß es bei diesem Erproben und Bewerten von Bewegungsmustern um einen Aspekt des Identitätsprozesses geht, wird durch die Berichte von Müttern mit mehreren Kindern gestützt, die typische, für jedes Kind unterschiedliche Verhaltensmuster während der Schwangerschaft und nach der Geburt beschreiben. Piontelli (1996) hat, wie schon erwähnt, die Kontinuität von fetalen Verhaltensweisen und denen im Säuglings- und Kleinkindalter durch den Vergleich zwischen Ultraschalluntersuchungen und späteren Beobachtungen detailliert beschrieben. Schon in der 12. Woche ist das Kind in der Lage, Bewegungen selbst zu initiieren. Dies läßt sich am Pulsanstieg unmittelbar vor den Bewegungen erkennen. Auch der Unterschied zwischen eigenem Selbst und Umwelt wird offensichtlich schon Thema: Das Kind betastet die Plazenta, die Nabelschnur, stößt mit den Füßen gegen die Uteruswand und berührt sich dann

selbst, lutscht etwa am Daumen. Die ständigen Variationen könnten es mit sich bringen, daß bestimmte Bewegungsmuster stärker und andere weniger als Ausdruck von Identität im Zusammenspiel mit der Mutter empfunden werden. Durch die subjektive Bewertung von „besser“ und „schlechter“, von „richtig“ oder „fehlerhaft“, von Zusammenspiel oder Verpassen (die Säuglingsforscher sprechen von „mismatch“) werden Erfahrungen im Umgang mit der Differenz gemacht. Diese Erfahrungen legen die Grundlage dafür, wie Differenzen sich auswirken: überbrückbar, Entwicklungen anregend oder bedrohlich, Angst auslösend und damit weitere Versuche behindernd. Dazu dürften Erfahrungen von plötzlichen, für das Kind nicht nachvollziehbaren Ereignissen von Bedeutung sein – ein Schreck der Mutter, ein lauter Knall oder ein Sturz –, in noch höherem Ausmaß allerdings langdauernde psychische Belastungen, etwa durch Beziehungskonflikte (Stott 1973). In der Angst kann keine Identität erprobt werden, sie bedarf einer absichernden, in ihrer Vertrautheit einigermaßen vorhersehbaren Umgebung; eines Zusammenspiels, in dem Kontinuität und Kohärenz erhalten bleiben. Die geschilderten Aspekte lassen an das Konzept vom Kern-Selbst bei Stern (1992) denken, obwohl dieses nach Stern seine volle Entwicklung erst zwei Monate nach der Geburt erreicht haben soll. Geht man jedoch die vier Aspekte durch, die Stern als Elemente des Kern-Selbst beschreibt, so findet man sie auch schon pränatal: Die „Urheberschaft“ als Ausdruck eines selbstbestimmten Handelns, die Kontinuität der Wahrnehmung dieses Handelns in einer körperlichen Kontinuität („Selbst-Kohärenz“), die dazugehörigen Gefühle („Selbst-Affektivität“) und schließlich das Empfinden einer Kontinuität in der Zeit („Selbst-Geschichtlichkeit“), in der „man sich durchaus verändern kann und doch dieselbe Person bleibt“ (Stern 1992, S. 106). Gerade dieser Aspekt ist für das Konzept von Identität besonders bedeutsam.

Erinnerungen

Der Weg über Erinnerungen führt zum einen in die eigene Kindheit, zum anderen geht er über beiläufige, oft kaum beachtete Gefühle in Alltagssituationen. Typische Kinderspiele wie Höhlen bauen, sich einwickeln, durch enge Tunnel kriechen etc. sind Spiele, die einen deutlichen Bezug zu pränatalen Erfahrungen haben, wie die Beobachtungen von Piontelli (1996) zeigen. Diese Spiele scheinen vor allem dann von Bedeutung zu sein, wenn pränatale Kern-Selbst-Erfahrungen nur eingeschränkt möglich waren, wenn das Gefühl vom passiv Ausgeliefert-sein im Verhältnis zu dem der Urheberschaft überwogen hat. Sie können verstanden werden als die Umwandlung des Gefühls von Ausgeliefert-sein in die Erfahrung von eigenem Handeln. Auch im Erwachsenenalter gibt es eine Vielzahl von Erfahrungen, die dadurch auffallen, daß sie angesichts ihrer alltäglichen Banalität von einer ungewöhnlich heftigen, körperlich wahrnehmbaren emotionalen Einfärbung begleitet werden. Es handelt sich dabei um Gefühle in engen oder weiten Räumen, im Wasser; Empfindlichkeiten gegen drohende Atembehinderungen oder um den Bezug zur Zeit. Nicht selten ärgert man sich darüber, ständig unter einen Zeitdruck zu geraten, der eigentlich vermeidbar wäre: Eine Arbeit wird erst kurz vor dem Abgabetermin begonnen, obwohl alles in Ruhe hätte abgewickelt werden können; man kommt zu einer Veranstaltung, zur Bahn oder zum

Flugzeug buchstäblich im letzten Moment, obwohl es durchaus möglich gewesen wäre, früher zu Hause aufzubrechen. Auch hier scheint es sich um eine unbewußte Inszenierung zu handeln, in der passiv erlebte Situationen in aktives Handeln umgewandelt werden. Das Motto könnte lauten: „Ich schaffe es doch“. Geburtserfahrungen, überlagert und modifiziert durch spätere Erlebnisse, könnten hier den Ausgangspunkt bilden. Je nachdem, ob die Geburt eher als aktives Handeln oder als passives Ausgeliefert-sein erlebt wurde, könnten unterschiedliche Grundstimmungen gefördert werden, etwa: „ich weiß zwar nicht, wie es jetzt weitergehen soll, aber mein Gefühl sagt mir, ich komme schon irgendwie durch“ oder: „wenn jetzt keine Hilfe kommt, bin ich verloren“.

Die Postmoderne als Chance

Gehen wir davon aus, daß die fortwährende Veränderung, das ständige Durchspielen neuer Varianten in jeweils neuen Umweltsituationen ein wesentliches Charakteristikum des Identitätsprozesses ist, so wird deutlich, daß dieser Prozeß sich lebenslang fortsetzt. Immer wieder scheint es dabei von Bedeutung zu sein, daß eine Probephase die Möglichkeit bietet, ein breites Spektrum an Varianten gefahrlos zu erkunden. Der Säugling kann, aufbauend auf pränatalen Erfahrungen, sein Bewegungsrepertoire erproben, ohne zu Beginn schon Verletzungen, Stürze und damit Entmutigungen zu riskieren. Rollenspiele, Verkleidungen oder Phantasien über eine andere Abstammung („Familienroman“) lassen mit einer großen Bandbreite an Möglichkeiten experimentieren, bevor Festlegungen wie die auf Beruf, Partnerschaft und Kinderwunsch notwendig werden. Ohne diese Probephasen besteht die Gefahr, daß spätere funktionelle Handlungen als fremd, als nicht identisch empfunden werden (von Lüpke 2000).

Ein solches auf kontinuierlich variierender Veränderung aufgebautes Identitätskonzept zeigt eine überraschende Nachbarschaft zur Postmoderne. Was dort durch die Auflösung fester Bezugspunkte häufig als Verlust beschrieben wird („Desintegration“, „Zerfall“, „Werteverbrennung“, „Verflüssigung“), erscheint im Lichte des hier dargestellten Identitätskonzepts eher als „gesund“. Es entspricht den „Identitäten in Bewegung“, der „Patchwork-Identität“, von der Keupp (1998) spricht. Möglicherweise ist die Orientierung an festen Werten weniger ein „naturwüchsiges“ Ideal als die Endphase des historischen weitgehend erstarrten Prozesses, der einer Bewegung wie der Postmoderne dringend bedarf. In diesem Zusammenhang sei daran erinnert, daß es für die Vorstellung von einer fortlaufenden Veränderung schon von jeher Modelle gab, etwa unter der Metapher des Wassers im Taoismus („Höchste Güte ist die des Wassers . . . So ist das Tao in der Welt wie ein Fluß, der das Tal hinab zum Meer fließt“: Watts 1983, S. 81) oder bei Heraklit (der Fluß, dessen Wasser ständig wechselt und der doch immer derselbe bleibt).

Konsequenzen

Der Mangel an funktionell noch nicht festgelegten, in geschützten risikofreien Räumen ablaufenden Probephasen als wesentliche Voraussetzungen für den Identitätsprozeß bringt die Gefahr mit sich, daß Fähigkeiten erworben werden,

die lediglich der Anpassung an die Umwelt dienen. Winnicott (1960) hat das Konzept vom „falschen Selbst“ entwickelt, wonach das Eindringen der Umwelt („impingement“) der Eigeninitiative (nach Stern der „Urheberschaft“ – „Self agency“) zuvorkommt und dazu führt, daß sich das „wahre Selbst“ im Sinne einer Schutzmaßnahme im Inneren verbirgt und von außen nur noch die Anpassung an ein gewünschtes Verhalten erkennbar ist. In besonderem Maße ist die Förderung von Behinderten gefährdet durch Techniken, die für das Individuum als fremd, ohne die Möglichkeit eines Austauschs zwischen Subjekt und Umwelt empfunden werden. Nicht nur manche autistische Kinder können die erlernte Sprache lediglich als Worthülsen benutzen. Auch die Entwicklung motorischer Fähigkeiten bei Kindern mit infantiler Zerebralparese ist von dieser Gefahr bedroht. Ferrari (1998) schreibt, daß Kinder, die nur durch Belohnung dazu gebracht werden, motorische Fähigkeiten zu entwickeln, diese nicht als eigene empfinden und sie auch wieder verlieren können: „Es ist sicher leichter vorauszusehen, daß ein Kind mit acht Jahren in der Lage ist zu gehen, als sicher zu sein, daß es dies auch mit 18 Jahren noch kann“ (S. 70). Auch der Bezug zum Körper kann in dieser Weise entfremdet werden, wie es die heutige Fitneßkultur zeigt (s. Abb. 2). Gesundheit ist untrennbar mit der Wahrnehmung von Identität verbunden. Eine weitere Folge von unzulänglichen Identitätsprozessen ist die Bereitschaft, den eigenen Mangel durch Identifikation mit äußeren identitätsstiftenden Personen oder Glaubensrichtungen zu ersetzen. Beispiele dazu („Vaterland, Gottesstaat“) wurden bereits zu Beginn erwähnt.

Für die Entwicklungsförderung erscheint es damit grundlegend, vor jeder durch Übung vorangetriebenen Entwicklung von Fähigkeiten den Identitätsprozeß im Auge zu behalten. Entwicklungsblockierungen lassen sich als Signal verstehen: verbirgt sich dahinter doch nicht selten der letzte Versuch, eine bedrohte Identität zu schützen (von Lüpke 1997b). Für die Psychotherapie ergibt sich daraus, daß „Widerstände“ nicht um jeden Preis bekämpft und überwunden, sondern zunächst in ihrer Bedeutung verstanden werden – etwa als Ausdruck von Eigeninitiative oder Selbstschutz. Die Vorstellung der Kontinuität von Identitätsentwicklung mit Zugängen zu frühesten Phasen, die keiner tiefen Regression bedürfen, könnte dem nonverbalen Anteil innerhalb der verbalen Kommunikation und damit der „Stimmigkeit“ (von Lüpke 1998) mehr Aufmerksamkeit zukommen lassen. Psychotherapie wäre damit weniger der Ort von hilflosen Patienten und mächtigen Heilern, sondern der schützende Raum, in dem blockierte Identitätsprozesse in Bewegung kommen, weil die therapeutische Begleitung verläßlich geschützte Beziehungserfahrungen und dadurch nachholende Probephasen möglich macht.

Unter dem Aspekt einer ständigen Beweglichkeit treffen sich kulturelle und gesellschaftliche Entwicklungen („Postmoderne“) mit neueren Erkenntnissen der Hirnforschung (Roth 1999). Die folgende Beschreibung eines Netzes als Denkmodell für menschliche Verflechtungen von Norbert Elias könnte in gleicher Weise für die ständig wechselnden Verknüpfungen innerhalb des Gehirns wie auch für den Identitätsprozeß gelten. Dieses Geflecht habe man sich „in dauernder Bewegung“ als ein „unaufhörliches Weben und Absterben von Beziehungen“ vorzustellen. Hier produzieren sich „im Verkehr mit anderen in dem einzelnen Gedanken, Überzeugungen, Affekte, Bedürfnisse und Charakterzüge, die sein

Gerät am Handgelenk warnt vor Streß

BERLIN, 19. März (dpa). Streß wird bald meßbar sein. Das Berliner Institut für Streßforschung hat nach eigenen Angaben ein am Handgelenk zu tragendes Gerät entwickelt, das bei zu starker Belastung ein Warnsignal gibt. Es könnte Menschen mit hoher seelischer und körperlicher Belastung rechtzeitig vor Überforderung warnen, sagte Karl Hecht vom Berliner Institut für Streßforschung am Freitag beim 1. Berliner Streß-Forschungs-Tag in der Charité. Das Gerät „Smard-Watch“ koste 5500 Mark.

„Das Signal bedeutet, daß sich der Betreffende kurz ausruhen soll“, erläuterte Hecht. „Wir empfehlen einen Minischlaf von zehn Minuten.“ Streß sei für jede Aktivität nötig, weil er Energie bereitstelle. „Das Niveau darf aber nicht zu hoch und nicht zu niedrig sein.“ Gefährlich sei eine Dauererregung ohne Phasen der Entspannung. Das Gerät mißt Puls, Herzfrequenz sowie Hautwiderstand und Temperatur. Diese Daten werden bis zu vier Wochen aufgezeichnet und durch ein mitgeliefertes Gerät ausgewertet. „Wir bezeichnen das Gerät als medizinisch-psychologischen Sicherheitsgurt“, sagte Hecht.

An dem Kongreß nehmen rund 100 Experten von Bundeswehr, Hilfsorganisationen, Universitäten und dem Auswärtigen Amt sowie Notfallmediziner teil.

Abb. 2. Aus: Frankfurter Rundschau 20. 3. 1999.

Allerpersönlichstes, sein eigentlichstes ‚Selbst‘ darstellen und in denen darum zugleich das Gewebe der Beziehungen zum Ausdruck kommt, aus dem er hervor-, in das er hineingeht, und so bildet sich dieses ‚Selbst‘, dieses ‚Allerpersönlichste‘ in einer kontinuierlichen Verflechtung der Bedürfnisse, einem ständigen Verlangen und Erfüllen, einem wechselnden Nehmen und Geben. Es ist die Ordnung dieser unaufhörlichen Verflechtung ohne Anfang, es ist die Geschichte seiner Beziehungen, die Wesen und Gestalt des einzelnen Menschen bestimmt.“ (Elias 1998)

Literatur

Bohleber W (1998) Zur Bedeutung der neuen Säuglingsforschung für die psychoanalytischen Theorie der Identität. In: Keupp H, Höfer R (Hrsg.) Identitätsarbeit heute. Suhrkamp, Frankfurt, S 93–119

- Dornes M (1999) Von Freud zu Stern. *Psychotherapeut* 44(2): 74–82
- Elias N (1998) zit. nach: Bialas W: Kommunitarismus und neue Kommunikationsweise. In: Keupp H, Höfer R (Hrsg.) *Identitätsarbeit heute*. Suhrkamp, Frankfurt, S 40–65
- Erikson EH (1984) *Kindheit und Gesellschaft*. Klett-Cotta, Stuttgart
- Ferrari A, Cioni G (1998) *Infantile Zerebralparese*. Springer, Berlin Heidelberg New York
- Gidoni EA, von Lüpke H (2000) Fetale Bewegungen und Ruhe – Konsequenzen für Entwicklungsmodelle. In: von Lüpke H, Voß R (Hrsg.) *Entwicklung im Netzwerk*. Luchterhand, Neuwied, S 72–81 (3. überarbeitete Aufl.)
- Keupp H (1998) Diskursarena Identität: Lernprozesse in der Identitätsforschung. In: Keupp H, Höfer R (Hrsg.) *Identitätsarbeit heute*. Suhrkamp, Frankfurt, S 11–39
- von Lüpke H (1997a) Das Leben beginnt mit Kommunikation. *Wege zum Menschen* 49: 272–281
- von Lüpke H (1997b) Das Fühlhorn der Schnecke: Herantasten und Rückzug – Wahrnehmung und Emotionalität. *Praxis der Psychomotorik* 22(1): 15–21
- von Lüpke H (1998) „Stimmigkeit“ im lebenslangen Entwicklungsprozeß. Konsequenzen für die Rolle von Therapie. *Int J of Prenatal and Perinatal Psychology and Medicine* 10(4): 537–548
- von Lüpke H (2000) Das Spiel mit der Identität als lebenslanger Entwicklungsprozeß. In: von Lüpke H, Voß R (Hrsg.) *Entwicklung im Netzwerk*. Luchterhand, Neuwied, S 82–92 (3. überarbeitete Aufl.)
- Piontelli A (1996) *Vom Fetus zum Säugling*. Klett-Cotta, Stuttgart
- Pöppel E (1992) Interview mit F. Rötzer in der *Frankfurter Rundschau* am 12. 12. 1992
- Roth G (1999) *Das Gehirn und seine Wirklichkeit*. Suhrkamp, Frankfurt (3. Aufl.)
- Stern DN (1992) *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Klett-Cotta, Stuttgart
- Sterman MB, Hoppenbrouwers T (1971) The development of sleep-waking and rest-activity from fetus to adult in man. In: Sterman MB, McGuinty DJ, Adinolfi AM (eds.) *Brain development and behaviour*. Academic Press, New York
- Stott DH (1973) Follow-up study from birth of the effects of prenatal stresses. *Developmental Medicine and Child Neurology* 14: 770–778
- Watts A (1983) *Der Lauf des Wassers*. Suhrkamp, Frankfurt
- Winnicott DW (1960) Ich-Verzerrung in der Form des wahren und des falschen Selbst. In: *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt*. Kindler, München, S 182–199 (1984)